



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kaiser Karl V.

Werden und Schicksal einer Persönlichkeit und eines Weltreiches

Brandi, Karl

München, 1942

Weltliche und geistliche Rüstungen 1545

[urn:nbn:de:hbz:466:1-71753](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-71753)

Für seine Verlegung oder Vertagung war sie zu den merkwürdigsten Zugeständnissen bereit. Dagegen schien der Kaiser seine aufschiebenden Forderungen fallen zu lassen, um das Konzil überhaupt zu halten. Ein empfänglicher Diplomat wie Juan de Vega in Rom mochte dadurch zu einer Denkschrift veranlaßt werden, die ein befremdendes Verständnis für die Wünsche der Kurie zeigte, dafür aber in Erwägung zog, daß man unter Mitwirkung des Papstes aus dem deutschen Reich ein Erbreich für das Haus Habsburg machen könnte, und durch ein Bündnis zwischen Papst, Kaiser und Frankreich in Deutschland, England und Ungarn neue Ordnungen schaffen.

Politische Träumereien solcher Art oder hinhaltende Verhandlungen füllten die Depeschen und Audienzen. Die Linie des Geschehens aber lief über Trient und die Frage des Protestantenkrieges.

Weltliche und geistliche Rüstungen 1545

„Die Welt soll erkennen, daß es an uns nicht liegt“, sagte Paul III am Abend des 30. Oktober zu seinem Berater Luigi Beccadello, als er sich anschickte, das vor zehn Jahren ausgeschriebene, dreimal hinausgeschobene und vor einem halben Jahre anberaumte Konzil nun endlich eröffnen zu lassen. Die Freunde der Kirche hatten dazu gedrängt. Man wählte den dritten Adventssonntag „Gaudete“ als passendes Gegenstück zum Sonntag Laetare, dem verfloßenen Einberufungstage. Die Legaten, die den Bescheid erst wenige Tage vor dem 13. Dezember erhielten, atmeten auf.

Das Konzil konnte nun in Tätigkeit treten. Es sollte die Bischöfe der Christenheit vereinigen unter dem Vorsteh papstlicher Legaten. Paul III hatte dazu die Kardinäle Giovanni Maria del Monte, Marcello Cervino und den Engländer Reginald Pole berufen. Monte war der eigentlich repräsentative Präsident, während Cervino als der besondere Vertrauensmann der Farnese galt. Monte hatte in einem Entwurf zur Instruktion für die Legaten vorgeschlagen, die Bischöfe nach den vier Nationen der Spanier, Franzosen, Deutschen und Italiener in gesonderten Quartieren unterzubringen. Zur deutschen Nation rechnete man den ganzen Norden und Osten. Allein wegen Unterbringung der Prälaten brauchte man sich noch sehr lange keine Sorge zu machen. Außer einigen Neapolitanern und Spaniern, die der vornehme

Bischof von Jaën, Pedro Pacheco, führte, waren nur vier Franzosen erschienen, und von der deutschen Nation, der doch das Konzil eigentlich galt, nur der Weihbischof von Mainz, Michael Helding, der auch nur mit Mühe zurückgehalten wurde, als er Anstalten machte, zum Kolloquium nach Regensburg zu fahren. Dazu eine Anzahl von Bischöfen aus dem Kirchenstaat und Oberitalien. Neben den Bischöfen einige Ordensgenerale und Äbte, denen man nach Verhandlungen auch Sitz und Stimme zubilligte. In Begleitung der Prälaten ein paar Theologen von Rang.

Am meisten zu wünschen ließ die Vertretung der weltlichen Mächte. Von Bedeutung war nur der Orator des Kaisers, Don Diego Hurtado Mendoza, zugleich Gesandter in Venedig, wie alle Vertreter seiner Politik gegenüber der römischen Kurie ein vornehmer Castilianer. Es entsprach seiner Abkunft, daß er auch unter den Waffen gestanden hatte. Aber als Schüler des Petrus Martyr d'Anghiera war er zugleich Humanist geworden, Literat und Gelehrter. Darf man ihn als Verfasser des *Lazarillo de Tormes*, jenes ersten spanischen Schelmenromans betrachten, also der Selbsterzählung eines dummdreisten Burschen, so hätte er schon als junger Mensch seine Umwelt mit hellen Augen gesehen und mit festen Strichen karikiert — diese toten Kleinstädte mit dem armen Hidalgo, der ein Haus ohne Möbel bewohnt und nicht bezahlt, dafür in seinem einzigen guten Anzug spazieren geht und Besuche macht, den törichteren aber gutmütigen Betschwestern, dem wohlstuierten und verdorbenen Erzpriester, den geschäftigen Notaren und anderen Figuren des täglichen Lebens. Seinen Aufenthalt in Venedig benutzte Mendoza zur Vervollständigung seiner auserlesenen Bibliothek, die ihm mehr wurde, als Bierstück und Mode. Wir hörten schon seine historischen Argumente aus der Lektüre des Sueton, geleitet von dem Freimut des Granden und dem Machtbegehren des Spaniers. Das weltläufige und kirchenpolitisch unabhängige Venedig mochte der rechte Boden sein für die geistige Entfaltung dieses Diplomaten im Dienste eines univ ersalen Kaisers.

In Trient vertrat Mendoza die uns bekannten, den Legaten durchaus un-
bequemen, aber zur geistlichen Rüstung des Kaisers gehörigen Forderungen
entweder entschlossener Reform oder geduldigen Abwartens, bis der Kaiser
nach dem Stande seiner Verhandlungen des Konzils in einer bestimmten Form
bedürfe. Leider war Don Diego öfter durch Fieber behindert und von Trient
abwesend. Man kann nicht sagen, daß das kaiserliche Kabinett dem Konzil
diejenige gleichmäßige Aufmerksamkeit schenkte, die es im Rahmen der kaiser-
lichen Politik und angesichts des Schwergewichtes seiner Leitung bedurfte.

Die kaiserlichen Bischöfe waren nur zu oft ohne Instruktion. Aber wenigstens neben Mendoza bestellte der Kaiser noch eine Persönlichkeit, die auch sonst für die italienische Politik erwünscht schien. Das war ein anderer Castilianer aus großem Hause, der jedoch als Kleriker und seinem Wesen nach eine abweichende Spielart kirchenpolitischen Denkens vertrat. Don Francisco Alvarez de Toledo entstammte der gleichen Familie wie der Herzog von Alba; er war Neffe des Vizekönigs von Neapel und deshalb Vetter der Herzogin von Florenz. Daß er durch seinen Verwandten Don Enrique de Toledo, den vertrauten Kammerherrn des Kaisers, dessen engstem Kreise nahe stand, bedeutet noch nicht, daß er gegen Mendoza der treuere Interpret kaiserlicher Anschauungen gewesen wäre. Denn den Kaiser umgaben sehr verschieden geartete Persönlichkeiten, und es war seine Größe, daß er sie alle ertrug und meisterte. Toledo und de Vega vertraten die kurienfreundliche Richtung.

Indessen versuchte damals den stärksten Einfluß auf den Kaiser auszuüben sein Beichtvater Pedro de Coto, der zu den schroffsten Aktivisten gehörte, aber der Kurie keineswegs kritiklos gegenüber stand. Die Berichte der Nuntien sind voll von ihm und von seinem Eifer für den Protestantenkrieg. Daß der Kaiser ihm Widerstand entgegenstellte, wissen wir. Er scheute diesen Krieg aus mancherlei Gründen. Wenn aber seine letzten und allerletzten Versuche gütlichen Zuredens oder entgegenkommender Bedingungen, wie er sie verstand, fruchtlos sein sollten und der Krieg unvermeidlich zur Erhaltung seines kaiserlichen Ansehens, dann wollte er ihn gründlicher vorbereitet haben, als im letzten Sommer; dann wollte er auch das Moment der Überraschung wiedergewinnen; dann sollte vor allem der Vertrag mit dem Papste möglichst günstig sein.

Über diesen verhandelte man ein ganzes Jahr lang durch Gesandte, Briefe und Beratungen. Die Kurie beriet in Kongregationen und mit dem Gesandten de Vega, dessen fromme Gemahlin, eine Osorio, zu den ersten hingebenden Verehrerinnen des Ignatius von Loyola gehörte. Jetzt und später zeigte sich auch de Vega selbst weich und entgegenkommend. In dieser Luft atmete sein Sekretär Pedro Marquina, der zum Träger der weiteren päpstlich kaiserlichen Verhandlungen werden sollte — daran freilich wie sein Herr scheiterte.

Der Kaiser hatte an dem ersten Entwurf vieles auszusetzen. Daß in der Einleitung angesichts der Kriegsbereitschaft der beiden höchsten Häupter der Konzilsgedanke zurückgeschoben war, lehnte er ab, um dem Papste nicht die Handhabe zu bieten, sich des Konzils ganz zu entledigen. Er beanstandete auch die Beschränkung seines Rechtes auf Verhandlungen mit den Protestanten, wie er denn an seinem Religionsgespräch in Regensburg nochmals gegen

den Papst festhielt. Über die materiellen Dinge, die Höhe der päpstlichen Barleistung von 200 000 Dukaten oder mehr, über den Verkauf aus dem spanischen Klostervermögen, die Verpflichtung des Papstes zur Bestellung seiner Truppen auf sechs, statt nur auf vier Monate, wurde heftig hin und her gestritten. Das gab Verzögerungen und Ärger. Im Gegensatz zu der Windeseile, mit der Alessandro Farnese im Mai 1545 binnen vierzehn Tagen die entscheidende Zustimmung des Papstes erwirkt hatte, ließ man in Rom den Kaiserhof mit Ungeduld auf die Rückkehr von Andelot und mit derselben Spannung auf das Kommen von Marquina warten, der am 3. Oktober endlich eintraf und trotz erneuter schleuniger Abfertigung erst nach zehn langen Wochen, am 27. Dezember zum zweiten Male an den Kaiserhof zurückkehrte. Nun zögerte freilich auch der Kaiser seinerseits fast die ganze erste Hälfte des nächsten Jahres mit dem endgültigen Vollzug des Vertrages — wie er am 30. Januar seinem Bruder schrieb und auch den Nuntien mitteilte: um die katholischen Fürsten nicht zu umgehen.

In der Zwischenzeit rangen die uns bekannten inneren und äußeren Kräfte um seine Seele. Pedro de Soto griff zur Feder, um in einer berühmten Denkschrift dem Kaiser zuzureden, seine Bedenken gegen den Vertrag und den Krieg fallen zu lassen. Er argumentierte, man dürfe nicht daran zweifeln, daß das Unternehmen glücklich durchgeführt werden könne. Die protestantischen Theologen und Fürsten seien untereinander zerfallen: der Schmalkaldische Bund gar nicht so stark, wie man glaube; zwischen Fürsten und Städten seien Entfremdungen eingetreten, die Städte und ihr Handel auf die Länder des Kaisers angewiesen. Den einzigen Führer, den Landgrafen, könne man vielleicht irgendwie aufheben lassen! Seine Erfolge gegen Braunschweig würden überschätzt; der Herzog habe seine Gefangenschaft der eigenen Kopflosigkeit zuzuschreiben. Auf der kaiserlichen Seite aber stehe Gottes Sache, und den Protestanten könne man nur Abias Wort gegen das Heer des Jeroboam zurufen: „Streitet nicht wider den Herrn, den Gott Eurer Väter, es ist doch vergeblich!“ Die Fesseln, die der Papst dem Kaiser im Vertrage anlegen wollte, seien nicht schwer und zur Not abzustreifen. Wenn die Protestanten in der Hauptsache Zugeständnisse machen würden, und der Papst sich dann weigere, für die Nebendinge Dispense zu erteilen, so verlese er den Geist des Vertrages. In diesem Falle könnten gegen den Nachfolger Petri die Urteile von gelehrten und verständigen Leuten angerufen werden. Der Beichtvater ging so weit, zuzugestehen, daß das Mißtrauen des Kaisers gegen den Papst berechtigt sei, da dieser vor allem für sein Haus Sorge. Aber, fügte er hinzu, er könne ihn doch

„nicht für so diabolisch halten, daß er den katholischen Glauben vernichten wolle, indem er den Kaiser in ein großes Unternehmen treibe und später im Stiche lasse“.

Daß gerade diese Befürchtung sich verwirklichen sollte, stellt bei aller Anerkennung seiner Weltkenntnis doch der Prophetengabe des Weichtvaters kein gutes Zeugnis aus. Der Kaiser war denn auch weit entfernt, ihm ohne Bedenken zu folgen; ja, wie er de Vega als Gesandten in Rom schon im Herbst durch Diego Mendoza ersetzte, so hat er zwei Jahre später auch den Pedro de Soto wieder aus seinem Dienst scheiden lassen, mag er auf ihn auch während des Krieges gelegentlich noch gehört haben.

Die Verhältnisse in Deutschland aber, auf die Soto mehrfach anspielte, richten unsere Blicke noch einmal auf die Protestanten und ihre Kriegsbereitschaft.

Der plänereiche und unruhige Herzog von Braunschweig hatte im September und Oktober 1545 versucht, sein Land zurückzugewinnen, anfangs erfolgreich. Während der Belagerung von Wolfenbüttel aber nötigte ihn das Entsatzheer des Schmalkaldischen Bundes unter Führung des Landgrafen, diesem entgegenzuziehen. Der Kurfürst von Sachsen hatte sein Kontingent dem Herzog von Lüneburg unterstellt. Moriz, nicht durch Bundeszugehörigkeit, sondern nur durch persönlichen Vertrag seinem Schwiegervater zur Hilfe verpflichtet, folgte gerüstet dem Bundesheere, um womöglich zu vermitteln, was ihm nach allen Seiten hin das Sicherste dünkte. Zwischen Kalefeld und Northeim kamen sich die Truppen ganz nahe, die Schmalkaldischen in großer Überlegenheit. Moriz drängte seine Vermittlung dem widerstrebenden Landgrafen immer wieder auf, vergebens. Auf eigene Faust unternahm er sie gleichwohl. Am 19. Oktober traf er sich mit Heinrich in dem nahen Kloster Wiebrechtshausen und schlug ihm Bedingungen vor, die der Landgraf keineswegs gebilligt hatte. Als Heinrich auch diese ablehnte, war der Zusammenstoß in einem größeren Gefecht nicht aufzuhalten. Doch ließ sich der Kampf bald so unglücklich für den Braunschweiger an, daß er seine eigenen unbezahlten Leute nicht weniger zu fürchten hatte, als die Gegner. Moriz übersah die Lage und forderte ihn nochmals zur Ergebung auf unter seiner Vermittlung. Die Ergebung erfolgte, aber die Bedingungen wurden vom Landgrafen abgelehnt. Das war das erste Mal, daß Moriz' Vermittlung übel ausging und ihn selbst beiden Teilen entfremdete. Herzog Heinrich wurde samt seinem Sohn nach Biegenhain in hessischen Gewahrsam gebracht.

Da Herzog Ludwig von Bayern im Frühjahr dieses Jahres gestorben war, fehlten dem katholischen Bunde, dessen Stunde zu schlagen schien, seit dem

Herbste 1545 seine beiden Häupter. Die Schmalkaldischen triumphierten. Sie rüsteten zu einer Tagung in Frankfurt, auf der sie neuer Ausichten, allerdings auch gefährlicher innerer Schwächen ihrer Sache bewußt werden sollten. Moritz, der sich wohl konfessionell, wenn auch nicht bündlich zu seinen Glaubensgenossen bekannte, überreichte seinem Schwiegervater Gedanken über die Beilegung des Kirchenstreites, die wie ein Gegenstück zu den kaiserlichen Ideen anmuten: Neue theologische Ausgleichsversuche, ein Konzil auf deutschem Boden und, wenn alles scheitere, letzte Entscheidung durch einen Fürstenausschuß unter Vorsitz des Kaisers. Daß der Landgraf darauf nicht eingehen konnte, ist selbstverständlich. Allein man darf derartige Gedankengänge nicht übersehen, wenn man die immer noch abwartende Politik des Kaisers verstehen will.

Zu allem Überfluß überwarf sich Moritz gerade in dieser Zeit auch noch mit seinem ernestinischen Vetter, dem Kurfürsten Johann Friedrich, wegen allerlei territorialer Nichtigkeiten, hinter denen freilich eine tiefere Eifersucht der beiden Linien und bereits der Kampf um die reichen Stifte Magdeburg und Halberstadt lauerte — alles zusammen Grund genug, den jungen Herrn, ebenso wie Markgraf Hans von Brandenburg-Küstrin, den Schwiegersohn des gefangenen Braunschweigers, und den längst von Granvelle ungarnten Albrecht Alcibiades von den Glaubensgenossen weg zum Kaiser zu ziehen.

Doch winkten den Schmalkaldischen auch große Ausichten. Sie tagten bis zum 6. Februar 1546, bemühten sich um ihre Bundesverfassung und verhandelten mit zwei rheinischen Kurfürsten über Anschluß oder Anlehnung. Der eine war Hermann von Wied, Kurfürst von Köln, der in den letzten Jahren unter Billigung seiner weltlichen Stände vorsichtig auf der Bahn einer maßvollen Kirchenreformation vorangeschritten war. Klagen des Domkapitels und der Universität hatten in Rom und am Kaiserhofe zu Warnungen und zur Einleitung eines Verfahrens gegen ihn geführt. Der Kaiser war hier, im Grenzgebiet seiner Erblande, ganz besonders empfindlich. Jetzt wandte sich der Kurfürst um Hilfe an die Schmalkaldischen in Frankfurt und an seine Mitkurfürsten.

An den Bund wandte sich auch Kurfürst Friedrich von der Pfalz, der am 17. Januar 1546 mit seiner Gemahlin, der dänischen Dorothee, das Abendmahl unter beiden Gestalten nahm und in seiner Art ebenfalls Miene machte zu einer Reformation. Ihm fehlte es von jeher an politischer Witterung, wie sie Moritz auszeichnete und belastete; sonst hätte er diesen Schritt wohl nicht gerade jetzt getan, wo man sich über die Absichten des Kaisers kaum noch einer Täuschung hingeben konnte. Dem Kurfürsten gelang es nicht ein-

mal, in den Schmalkaldischen Bund aufgenommen zu werden. Waren es wirklich nur Meinungsverschiedenheiten in bezug auf seine Leistungen? Oder wollte der Landgraf, der vor allem dagegen war, keinen zweiten Kurfürsten in diesem Bunde haben, den er zusammen mit Jakob Sturm von Straßburg geistig beherrschte? Immerhin erklärten die Kurfürsten von der Pfalz und von Brandenburg, daß sie in Religionsfachen mit dem Bunde gehen würden.

Die Mahnungen des Landgrafen auf Bereitschaft und Rüstung erfuhren eine merkwürdige Unterstützung durch einen aufgegriffenen Brief des Kaisers an den König von Polen mit der Bitte um Hilfe gegen die Protestanten, falls diese nicht zur Vernunft kämen. Un sich nichts Neues. Aber solche Mitteilungen und die alten Gerüchte bekamen ihre Bedeutung dadurch, daß alle Welt wußte, wie unbehindert der Kaiser zur Zeit da stand. Noch gab es jedoch viele Protestanten, die nicht an eine Gefahr glauben wollten oder sich sonst ihren Pflichten entzogen. Der Bundestag von Worms, den man am 22. April nach Regensburg verlegte, gab kein wesentlich erfreulicheres Bild. Eifersüchteleien an allen Ecken und Enden, Spannungen zwischen Fürsten und Städten, Kleinmut und Torheit.

Indessen, gerade wenn man das alles in Rechnung zieht und sich dann vergewärtigt, daß dieses Häuflein von Protestanten bald ein schlagkräftiges Heer aufstellen sollte, das dem Kaiser, der über unendlich viel größere Mittel und über die freie Wahl des Zeitpunktes zum Losschlagen verfügte, vorübergehend wirklich gefährlich und viele Monate lang ebenbürtig sein sollte, so gewinnt man erst eine Vorstellung von den inneren Kräften dieser deutschen Bewegung, die trotz allem Jagen und allem Mangel an Disziplin schließlich doch eine weltgeschichtliche Macht bedeutete.

Mittlerweile zog der Kaiser, oft von Krankheit gehindert und festgehalten, durch seine Niederlande. In Utrecht hielt er im Januar 1546 ein Kapitel des Goldenen Blieses, das ihn veranlaßte, dem Pfalzgrafen ins Gewissen zu reden. Über Zutphen und Nymwegen gelangte er nach Maastricht, wo er vom 19. Februar bis zum 2. März verweilte. Hier trennte er sich von seiner Schwester Marie mit den Worten, „daß er alles tun wolle, um Deutschland Ordnung und Frieden zu geben, aber bis zum äußersten bestrebt, den Weg der Gewalt zu vermeiden“. Granvelle versicherte die Königin wenige Wochen später aus Luxemburg, daß auch er dazu alle erdenkliche Beihilfe leisten werde.

Über Lüttich, Luxemburg, Wallerfangen und Saarbrücken zog der Kaiser weiter an den Rhein, um von hier noch in der Fastenzeit Regensburg zu er-

reichen. Er betrachtete diese Fahrt nicht ganz mit Unrecht als gefahrvoll und gefiel sich in dem Vergleich mit seiner ebenso mutigen Durchquerung des kurz vorher noch feindlichen Frankreich im Winter 1539/40. Dafür öffneten und erweiterten sich ihm neue Einblicke in die Lage. Sie machten ihn erregter, zorniger, aktiver und doch wieder überlegamer und bedächtiger. Denn unterwegs spielten sich alle jene denkwürdigen Empfänge deutscher Fürsten und Deputationen ab, die ihn um so mehr zwangen zu „dissimulieren“, je entschlossener er in sich wurde.

In Maastricht empfing der Kaiser die Gesandtschaft der Kurfürsten und Fürsten, die Fürbitte einlegten für den Kurfürsten von Köln und baten, daß der Kaiser kein Kriegsvolk in das Reich führen möge; man sei besorgt nach alledem, was über die Sendung Farneses im vorigen Jahr bekannt geworden sei und bestürzt durch die Ankunft eines neuen römischen Boten — man meinte Marquina. Der Kaiser, der wegen Köln in einer höchst wortreichen Erklärung auf den Reichstag verwies, hat das Wesentliche seiner Antwort nicht ohne Selbstgefälligkeit in seinen Memoiren festgehalten: Er habe beschlossen, den römischen Boten einstweilen nicht abzufertigen. Im übrigen sähen sie selbst, daß er nur seine gewöhnliche Begleitung bei sich habe. Er wünsche Frieden und Einigkeit und würde nur gezwungen zu den Waffen greifen. Das war noch immer nicht ganz unwahr.

Noch weniger ganz wahr. Denn schon am 16. Februar hatte er dem Prinzen Philipp offen geschrieben, daß er mit dieser Haltung die Fürsten zu täuschen gedenke; er wolle ihnen unterwegs frei antworten können. Denn sein Entschluß zum Kriege stehe fest. Gottes Dienst und die ihm verliehene höchste Würde forderten ihn gebieterisch. Der Krieg sei auch möglich, da er vom Türken Waffenruhe hoffe, Frankreich und England einander festlegten, die Hilfe des Papstes genüge und die Protestanten unter sich uneins seien. Er hoffe in Anlehnung an Bayern und Österreich von Regensburg aus den Aufmarsch seiner Truppen bewerkstelligen zu können.

In Wallerfangen erschien der Graf Baudemont, Schwager und Mitregent seiner Nichte Christine. Der Kaiser entnahm dem Gespräch die Beruhigung, daß er in Lothringen geordnete Verhältnisse hinter sich lasse. Das erschien ihm wichtig wegen Frankreich und der Niederlande.

In Speyer vom 24. bis zum 29. März spielten sich dann die weitaus wichtigsten Besprechungen ab. Da sah man den neuen Erzbischof von Mainz, Sebastian von Heusenstamm, der seine protestantischen Nachbarn enttäuschte und sich um die kaiserliche Bestätigung bewarb. Mit ihm den Bischof von Speyer,

Philipp von Hlersheim. Karl empfing auch die Kurpfälzischen Herrschaften, die ihn besuchten, obwohl sie nicht geladen waren. Er war höflich, wenn auch ernst. Anders ging es mit dem Landgrafen. Um sein Erscheinen hatte sich der Kaiser auf den üblichen Umwegen bemüht. Er wollte ihn dadurch wenigstens für den Augenblick lahm legen und gab sich frei und unbefangen. Doch empfanden beide ihre Zusammenkunft als kühn und entscheidend. Auch der Landgraf war in dieser Stimmung aufgeräumt und freimütig; er kam mit 200 Pferden, den Falken auf der Hand. Man war zusammen auf der Jagd und bei Tische. Von einem Teil der Gespräche haben wir genaue Protokolle.

Für den Kaiser bedeuteten die Eindrücke von diesen Gesprächen ganz offenbar eine Versteifung in seinen feindseligen Stimmungen und Absichten. Er hatte anscheinend doch noch mit einer anderen Haltung gerechnet. Statt dessen fand er den Landgrafen hartnäckig, ablehnend, schroff. In der Kirchensache verlangte dieser schlecht hin Bestätigung der Zugeständnisse von Speyer. Wegen des Braunschweigers ließ er nicht mit sich reden. Er glaubte den Kaiser darüber belehren zu müssen, was das Reich für ihn bedeute. Granvelle konnte es nicht lassen, dazwischenzuwerfen, „keinen Pfennig, sondern nichts als Ärger und Sorgen“. Der Kaiser empfand es ähnlich wie 1530 in Augsburg als taktlos, daß der Landgraf ihn ermahnte, sich mit dem Evangelium zu beschäftigen.

Man pflegt ganz richtig zu betonen, daß der Kaiser seinen Zweck erreicht habe, ungefährdet über den Rhein zu kommen. Nur daß die Besprechungen von Speyer für ihn viel mehr bedeuteten. Sie machten Stimmungen in ihm wieder frei, die zwischendurch von einer Fülle ängstlicher Überlegungen überdeckt waren. Am 29. beschwor er seinen Bruder noch einmal, unverzüglich mit ihm zusammenzutreffen. Es stehe alles auf dem Spiele.

Regensburg 1546

Nun befand er sich in Regensburg. Am 10. April, noch vierzehn Tage vor Ostern, war er eingezogen. Das Religionsgespräch, dessen Kolloquenten er ausgesucht hatte, war von der Gegenseite gesprengt worden. Auch die Theologen scheinen schärfer und fecker gewesen zu sein. Es gelang nicht, sie wieder zusammenzubringen.

Die Stimmungen waren erregt und gereizt. Eine furchtbare Bluttat, eben in den letzten Tagen, wirkte wie ein weltgeschichtliches Symbol. Man sprach von Kain und Abel. Ein junger spanischer Theologe, Juan Díaz, einst Stu-